

Flexible Familienhilfe heisst auch, das Recht auf Selbstbestimmung zu berücksichtigen

Auf Augenhöhe mit den Klienten gemeinsam die beste Lösung suchen

Jugend- und Familienbetreuung im Sozialraum heisst nicht einfach «Betreuung vor Ort statt stationärer Platzierung»: Gefragt sind umfassend neue Ansätze, um die Ressourcen von Familien zu stärken. Im Berner Pilotprojekt «Sora» arbeiten Sozialraumteams gemeinsam auf dieses Ziel hin.

Von Claudia Weiss

Sozialraumorientierte Arbeit – der Ausdruck wird gegenwärtig gern genutzt, und das Prinzip klingt simpel: Unterstützung und Begleitung von Menschen in ihrer Lebenswelt und mit ihren Ressourcen. Nur: «Im Alltag der Jugend- und Familienhilfe ist die Arbeit nach diesen Grundsätzen sehr anspruchsvoll und fordert alle Fachpersonen täglich neu heraus», sagt Margrit Lienhart, Co-Leiterin von «Sora – Flexible Beratung und Begleitung» und Leiterin des Bereichs Sora für Familien. Sora («Sozialraumorientierung») ist Teil des Pilotprojekts «Flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost», das seit Juli 2017 für vier Jahre in den Berner Gemeinden Ittigen, Muri und im Fürsorgeverband Münchenbuchsee läuft.

Margrit Lienhart weiss aus Erfahrung, wovon sie redet: Sie hat den grundlegenden Wandel von einer traditionellen stationären sozialpädagogischen Betreuung hin zum Fachkonzept Sozialraumorientierung miterlebt (siehe Kasten Seite 21). Dabei zeigt sich ihr immer wieder, dass sozialräumliche Arbeit nicht einfach bedeutet «keine stationäre Platzierung» und «Betreuung vor Ort», sondern dass dahinter weit mehr steckt: «Es braucht eine ganz neue Arbeitshaltung.»

Lange Jahre war Margrit Lienhart gewohnt, als Leiterin eines Heims mit mehreren Wohngruppen das Ruder zu übernehmen,

wenn Kinder in ihren Familien nicht mehr adäquat betreut werden konnten – quasi nach dem Prinzip «wir als Experten wissen, was für eure Kinder gut ist». Heute hingegen stehen der Wille und die Interessen der Klienten im Zentrum und alle Mitarbeitenden müssten sich immer wieder neu hinterfragen: «Wir als Sozialpädagoginnen und -pädagogen müssen uns zurücknehmen und viel mehr auf Augenhöhe mit unseren Klienten arbeiten.» Und: «Nicht jede Lösung, die uns mit unserer Mittelschichtbrille gut scheint, muss für betroffene Familien dann auch passen.» Nach diesem Prinzip zu arbeiten, sei anspruchsvoll, mache aber letztlich mehr Freude und steigere vor allem die Qualität der Unterstützung für betroffene Familien.

Unkonventionelle und individuelle Lösungen

An einem Beispiel erklärt Margrit Lienhart, wie sie das Umdenken bereits vor zwei Jahren im alten Setting übte, damals noch als Leiterin des Jugendwohnheims Schosshalde: Ein Jugendlicher, der aufgrund psychischer Probleme die Schule nicht mehr

besuchte, mit der Mutter äusserst schwierige Auseinandersetzungen durchmachte, trotz psychiatrischer Behandlung immer depressiver wirkte und immer exzessiver Onlinegames spielte, stellte bei Heimleiterin Lienhart den Antrag auf einen stärkeren Internet-Router, weil der alte für seine Games nicht leistungsfähig genug war.

«Absolut unmöglich», sei ihr als erste Reaktion durch den Kopf geschossen, erzählt Lienhart: «Er geht ja nicht einmal zur Schule.» Dann aber überlegte sie, dass dort eine offensichtliche Stärke des Jugendlichen liege, dass er sich beim Gamen wohlfühle und immerhin mit anderen kommuniziere. Sie nahm Rücksprache mit der Mutter und der Psychiaterin, und gemeinsam beschlossen sie, den Antrag des Jugendlichen zu genehmigen. Die Wirkung war verblüffend: Auf einmal ging

«Nicht jede Lösung, die uns mit unserer Mittelschichtbrille gut scheint, passt für die Familien.»

ein wahrer Energieschub durch den Jugendlichen, er wurde sofort aktiv, organisierte und fädelt alles ein. Aus technischen Gründen liess sich der neue Router dann doch nicht installieren. Aber: Die Tatsache, dass sein Antrag bewilligt wurde, gab dem Jugendlichen enormen Auftrieb. Er beschloss, in eine Mietwohnung seines Göttis zu ziehen und das selbständige Wohnen zu erproben, während sich seine Mutter erstmals seit Jahren wieder getraute, in die Ferien zu fahren und ihren Sohn seinen Alltag allein bewältigen zu lassen. «Das war ein Meilenstein», sagt Margrit Lienhart: «Innerhalb von drei Wochen erlebten wir einen völlig neuen jungen Mann.» Auf ihre Frage, was für ihn in dieser Angelegenheit das Wichtigste gewesen sei, antwortete dieser ohne Zögern: «Das ent-

zeugung, dass jeder Mensch persönlich und in seinem Umfeld Ressourcen hat und entwicklungsfähig ist. Lienhart formuliert es so: «Wir trauen den Familien zu, dass sie selber Experten für ihr Leben sind.» Manchmal brauchen sie zwar Unterstützung, aber sie sollen sich nicht ausgebootet und unfähig vorkommen und das Gefühl haben, sie seien auf die Expertise der Fachpersonen angewiesen – oder ihnen gar ausgeliefert. Reto Züblin, Co-Leiter von «Sora – Flexible Beratung und Begleitung» und Leiter des Bereichs Sora für junge Erwachsene, nickt bestätigend. Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen habe man schon länger diesen persönlichen Willen in die Arbeit mit einbezogen und festgestellt, wie wirkungsvoll das ist. Aber auch in seinem Bereich ist einiges am Laufen: Nach hergebracht-



«Flexible Begleitung von Familien»: Kinder können vorübergehend in einer der Wohnungen untergebracht werden. Aber auch dort werden die Eltern mit einbezogen, und die Kinder kehren so rasch wie möglich wieder in ihr Zuhause zurück. Fotos: Sora

gegebene Vertrauen und das Gefühl, dass meine Bedürfnisse ernst genommen werden.» Früher, sagt Margrit Lienhart, wäre ein solcher Entscheid undenkbar gewesen. Aber Erfahrungen wie diese bestätigen ihr und ihrem Team, dass sie auf dem richtigen Weg sind: Dass es enorm hilfreich ist, den Willen der Betroffenen ins Zentrum zu stellen und ihnen das Gefühl zu geben, in ihrem Leben etwas bewirken zu können. Denn das sind die Kernwerte der sozialräumlichen Arbeit: Die Überzeugung, dass jeder Mensch das Recht hat, sein Leben selbstbestimmt und individuell zu gestalten. Dass jeder Mensch das Recht hat auf Lösungen, die seinem Willen, seinen Interessen und seinen Möglichkeiten angepasst sind. Und die Über-

ter Arbeitsweise geben Sozialdienste einen «Fall» sozusagen an eine Institution ab, im Pilotprojekt arbeiten die zuweisende Stelle und der Leistungserbringer eng zusammen: «In sogenannten Sozialraumteams betrachten Sozialarbeitende der Gemeinden und Sozialpädagoginnen und -pädagogen von Sora alle Situationen gemeinsam mit ihrem professionellen Blick und ziehen am selben Strick – immer im Sinn der Klienten.» In die sozialräumliche Arbeitsweise werden beispielsweise auch potenzielle Arbeitgeber mit einbezogen oder Personen, die Wohnungen vermitteln können. In der Familienarbeit gehören unter anderem Schulen, Jugend- und Schulsozialarbeit, Kirchen, Sport- oder Kulturvereine oder Fachstellen wie die

>>



«Flexible Begleitung für junge Erwachsene»: Ein Sozialraum von Jugendlichen kann auch beim Bahnhof Bern liegen.

Mütter- und Väterberatung oder die Erziehungsberatung zum sozialen Netz. Die Lebenswelt von jungen Erwachsenen müsse allerdings gar nicht immer in der Wohngemeinde liegen, sagt Reto Züblin: Diese könne manchmal auch beim Bahnhof Zürich zu finden sein oder virtuell im Internet. «Wichtig ist vor allem die multiprofessionelle Zusammenarbeit, denn diese trägt viel zu einer ausgewogenen fachlichen Haltung bei.»

Auch für die drei beteiligten Gemeinden wirkt sich die sozialraumorientierte Arbeit gemäss einem ersten Fazit durchaus positiv aus: «Dank der engen institutionellen Zusammenarbeit erhalten wir in komplexen Kinderschutzsituationen gute Unterstützung», fasst Alexander Kobel, Projektleiter und stellvertretender Leiter Abteilung Soziales der Gemeinde Ittigen, zusammen. Sora als klar definierte Anlaufstelle stelle für die Gemeinden insgesamt sogar eine Vereinfachung dar. Davon abgesehen habe sich aber auch eine ganz andere Qualität der Zusammenarbeit entwickelt: «Jetzt arbeiten alle mit demselben Fachkonzept und ähnlichen Vorstellungen.»

Gleichzeitig sei die Finanzierung – für Sora noch eine Herausforderung (siehe Kasten unten) – für die Gemeinden nicht komplizierter geworden, findet Kobel: «Wir können Kosten verrechnen für alles, was es braucht.» Das heisst Vollkostentarif für

Im Pilotprojekt arbeiten zuweisende Stelle und Leistungserbringer eng zusammen.

Sora, die anderen und die Finanzierung

Im Kanton Bern arbeiten vier Einrichtungen nach dem Fachkonzept Sozialraumorientierung: Die Schoio Familienhilfe AG in Langenthal, der Familiensupport Bern West, die Familienkooperation Oberland in Frutigen und «Sora Flexible Beratung und Begleitung» im Osten von Bern. «Flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost» ist das jüngste Pilotprojekt, das von der Gesundheits- und Fürsorgedirektion Bern (GEF) genehmigt wurde und in dem Sora einen Leistungsvertrag erhielt, der sozialräumliche Dienstleistungserbringung ermöglicht. Nachdem die Teams bereits im Rahmen des damaligen Bürgerlichen Jugendwohnheims mehrere Jahre teilweise sozialräumlich unterwegs waren, hat Sora letztes Jahr mit dem neuen Fachkonzept richtig losgelegt. Die Berner Fachhochschule BFH führt die wissenschaftliche Evaluation des Verlaufs und der Resultate durch.

Knacknuss Finanzierung

Ein Knackpunkt ist vorläufig die Finanzierung. «Sobald ein Notfall eintritt und die Kinder stationär untergebracht werden müssen, kommen wir viel einfacher und vor allem zu wesentlich mehr Geld als wenn wir individuell angepasste Lösungen im Sozialraum bieten», bringt es Co-Leiterin Margrit Lienhart auf den Punkt. Die Umstellung sei tatsächlich nicht einfach gewesen, bestätigt Thomas Schüpbach, Leiter Abteilung Kinder/Jugendliche und Erwachsene beim Alters- und Behindertenamt GEF. Teils gehe es allerdings auch um eine Umgewöhnung: «Neu müssen die Mitarbeitenden statt einer Gesamtleistung

diverse Teilleistungen abrechnen, und da gilt es zunächst einmal Erfahrungen zu sammeln.» Und: «Organisationen, die schon länger so abrechnen, entwickeln mit der Zeit die nötige Routine.»

Ziel wäre ein Sozialraumbudget

Deshalb versuche man gegenwärtig, die Abrechnungsmodalitäten unter den vier beteiligten Institutionen zu koordinieren und auszuarbeiten, wie sich der Aufwand an Leistungen abbilden lasse. Immerhin: «Aus den 100 Prozent Leistungen der vorhandenen Gelder können die Institutionen 15 Prozent fallunspezifisch einsetzen.» Längst nicht genug, wenn das Ziel eigentlich ein Sozialraumbudget wäre, das fallunspezifisch eingesetzt werden könnte. Aber es muss vorläufig genügen: Im Jahr 2022 wird der ganze Kinder- und Jugendbereich dem kantonalen Jugendamt unterstellt, deshalb werden vorderhand weder neue Projekte bewilligt noch finanzielle Anpassungen vorgenommen.

Wie sich die Bedingungen unter der neuen Direktion entwickeln, kann Thomas Schüpbach nicht abschätzen. Klar ist allerdings für ihn, dass nur fachlich indizierte Leistungen mit dem Kanton abgerechnet werden können. Da in Zukunft nur noch eine Direktion für die Unterbringung von Kinder- und Jugendlichen zuständig sei, werde die Gesamtplanung einfacher. Das sei begrüssenswert: «Die punktuellen Projekte von der Basis her sind wichtig, aber noch wichtiger wäre eine flächendeckende kantonale Planung.»

junge Erwachsene, subventionierte Tarife für Familien und Kinder, und der Lastenausgleich für die Gemeinden bleibt gleich. Das Nonplusultra wäre für Alexander Kobel allerdings ein Sozialraumbudget, das nicht an Einzelfälle gebunden ist: «Damit könnten wir noch flexibler handeln.»

Ein solches Globalbudget würde wichtige weitere Schritte in der sozialraumorientierten Arbeit vereinfachen: Die «Füa» und die «Fua» – die fallübergreifende und die fallunspezifische Arbeit. Dazu gehört präventive Vernetzungsarbeit in der Gemeinde, beispielsweise das Sammeln von Kontaktadressen, die später dienlich sein können, oder Kooperationen mit bestehenden Einrichtungen. Das Ziel: Einen gut tragenden Sozialraum schaffen, der verhindert, dass Familien überhaupt fachliche Hilfe brauchen. Die Gemeinde Ittigen beispielsweise veranstaltet gegenwärtig mit Unterstützung von Sora Veranstaltungen für Eritreerinnen und Eritreer mit allerlei praktischen Alltags- und Erziehungstipps. «Die Idee ist nicht, neue Angebote mit Fachleuten aus dem Boden zu stampfen, sondern Eigenverantwortlichkeit und vorhandene Ressourcen zu fördern», bringt es Reto Züblin auf den Punkt. Die wichtigen Adressen sammelt pro Gemeinde eine verantwortliche Person von Sora auf einer Ressourcenkarte, wo sie unter Stichworten wie «Betreuung», «Lehrstellenbörse» oder «Musik und Bewegung» für alle aus dem jeweiligen Sozialraumteam abrufbar sind.

Mutter in ihrer Rolle stärken und Verantwortung übergeben

Ist trotzdem eine vorübergehende Platzierung von Kindern und Jugendlichen angebracht, geschieht das nicht mehr fix stationär oder ambulant, sondern die Lösungen werden laufend an die Bedürfnisse angepasst. Das kann so aussehen wie bei jener alleinerziehenden Mutter dreier Buben, die aufgrund einer früheren Traumatisierung im Alltag Unterstützung benötigt. Eines Tages öffnete sie der betreuenden Mitarbeiterin die Tür nicht: Sie hatte nach einem Sturz ins Spital gebracht werden müssen. Kurzerhand sammelte die Sozialpädagogin die Buben in Kita und Tagesschule zusammen und brachte sie nach Hause. Nach Rücksprache mit der Teamleiterin und der Mutter holte sie einen Teamkollegen dazu und kochte den Kindern bei ihnen zuhause ein Abendessen.

«Früher», sagt Margrit Lienhart, «hätte der Sozialdienst sofort eine Notfallplatzierung verfügen müssen.» Nach dem neuen Ansatz wollten die Verantwortlichen die Kinder jedoch nicht zu schnell aus ihrer Umgebung herausreissen. Als sich herausstellte, dass der Spitalaufenthalt länger dauern würde, kamen die Kinder für zwei Wochen in einer der Wohnungen unter, wurden aber per Taxi in Kita und Tagesschule gefahren, damit sie den Alltag in ihrer gewohnten Umgebung leben konnten. «Das gefiel ihnen fast zu gut», schmunzelt Lienhart.

Als die Mutter wieder aus dem Spital zurückkehrte, bestärkten die Fachpersonen von Sora sie jedoch darin, die Kinder rasch wieder nach Hause zu nehmen. Inzwischen ist die Mutter erneut hospitalisiert und die drei Buben leben vorübergehend wieder in einer Wohnung von Sora, betreut von Fachpersonen. «Derzeit suchen wir aber nach Ressourcen in der Umgebung der Familienwohnung», sagt Margrit Lienhart. «Ziel ist der Aufbau eines tragfähigen Netzes, das die Kinder in weiteren Not-

Vom Jugendwohnheim zum Sozialraumprojekt

Was heute «Sora» heisst, entstand in den letzten Jahren aus dem Waisenhaus der Burgergemeinde Bern, das seit 1990 als «Bürgerliches Jugendwohnheim Schosshalde» (BJW) bekannt war. Seit 2012 arbeiten die Teams zunehmend sozialraumorientiert, letztes Jahr führten sie das neue Konzept definitiv ein. Im September wurden die letzten stationären Wohngruppen am alten Standort aufgelöst, und Ende Jahr erhielt das ehemalige BJW seinen neuen Namen «Sora – flexible Beratung und Begleitung». Kinder und Jugendliche werden seither wenn nötig in zwei Mietwohnungen in Bern Ost und Ittigen aufgenommen, so rasch wie möglich wieder in ihre Familien zurückplatziert und dort mit den vorhandenen Ressourcen unterstützt. Junge Erwachsene erhalten individuelle Beratung und Begleitung in unterschiedlichsten Wohn- und Lebenssituationen.

Informationen: www.sora-bern.ch

fallsituationen zu Hause betreuen könnte – selbstverständlich mit Blick auf Wahrung des Kindeswohls.»

Mit der Zeit kann so die Mutter Sicherheit aufbauen. «Hätte man die Kinder hingegen einfach für zwei, drei Jahre in ein Heim platziert, bekäme sie immer mehr das Gefühl, sie habe es nicht geschafft», weiss Lienhart aus Erfahrung. Das ist der grosse Vorteil der sozialraumorientierten Arbeit: Die Mutter gibt ihre Verantwortung nicht einfach ab, sondern wird laufend mit einbezogen und in ihrer Mutterrolle unterstützt und gestärkt. So kann sie mit der Zeit immer längere Zeit ohne Unterstützung für ihre Kinder sorgen.

«Hätte man die Kinder für zwei Jahre platziert, bekäme die Mutter das Gefühl, es nicht zu schaffen.»

Jugendliche können oft mehr als sie wollen

Auch die vier früheren Jugendwohngruppen, sagt Margrit Lienhart rückblickend, seien nicht immer langfristig sinnvoll gewesen: «Jugendliche, die zuhause heftige Auseinandersetzungen haben, müssen nicht dringend für längere Zeit in einer Wohngruppe untergebracht werden. Hier gilt es ganz sauber abzuklären, ob sie stattdessen mit gezieltem ambulantem Coaching selbstständig wohnen könnten.» Eine stationäre Platzierung in einer Lehrlingswohngruppe sei für manche cooler als das Familienleben und habe sie fast zu bequem werden lassen, selber Schritte zu unternehmen. «Ausserdem kostet eine stationäre Unterbringung viel Geld», betont Lienhart. «Lässt sich diese vermeiden, kommt das auch der Gesellschaft zugute.»

Eine Platzierung in einer Krise gebe den Familien darüber hinaus das Signal, «ihr seid unfähig», ergänzt Reto Züblin. Auch die Haltung, «mit diesen Eltern kann man sowieso nicht zusammenarbeiten», sei unproduktiv. «Stattdessen versuchen wir herauszufinden, was es braucht, damit Eltern ihre Verantwortung besser wahrnehmen können.» Das sei zwar eine tägliche Herausforderung. «Aber sehr nachhaltig.» ●